



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein deutscher Maler in Rom : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

langen Wallungen, welche steigen und sinken und ihre weiche Helle verbreiten. In Regenbogenfarben prangende Diamanten, springende Perlen schimmern in ihren Vertiefungen und der spizenartig gezackte Schaum ihres Randes giebt der See, wie eine Einfassung aus mattem Silber, einen durchbrochenen Rahmen, der sich wellig im nächtlichen Spiegel krümmt."

Es dürfte schwer fallen, in diesen Zeilen den Verfasser der Geschichte der Revolution wieder zu erkennen.

Taine ist jedenfalls ein origineller Geist, und die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, haben wahrscheinlich nur dazu beigetragen, seine Originalität weiter zu entwickeln. Die französische Akademie hat ihn, wie wir erzählt haben, seither in ihre Mitte berufen. Welches ihre Beweggründe gewesen sein mögen, ob die öffentliche Meinung einen Druck auf sie ausübte, ob sie unbefangener geworden ist, Taines Verdienste besser zu würdigen gelernt hat, oder ob die vermeintliche Tendenz seines Geschichtswerkes sie versöhnt hat, wollen wir hier nicht untersuchen. Schade ist es immerhin, daß die Auszeichnung der orleanistisch gesinnten Körperschaft Taines Arbeit, statt zu fördern, bei gewissen Leuten in Mißcredit gebracht hat. Es gehört anderseits aber auch eine große Kurzsichtigkeit und ein geringes Verständnis für schriftstellerischen Stolz und wissenschaftlichen Ernst dazu, einen Mann wie Taine gegenüber der gelehrten Koterie des Mazarinpalastes schmeichelnder Gefälligkeit zu zeihen.



Ein deutscher Maler in Rom.

(Schluß.)



Das eigentliche innere Leben des jugendlichen, während seines römischen Jahrzehnts in die Mannesjahre hineinwachsenden Künstlers kommt in den Briefen an seine Familie zum Ausdruck. Daneben finden sich jedoch andre für den Einblick in das römisch-deutsche Kunsttreiben, in die Stimmungen und Urteile jener Tage wichtige Briefe, von denen ein paar vereinzelte an Schnorrs Kunstgenossen, den Maler Rehbeniz, an den wackern Kunstfreund und Kunstschriftsteller Fr. Rochlitz in Leipzig, die meisten aber an J. G. von Quandt gerichtet sind, jenen eigentümlichen und vor Zeiten so einflußreiche Mann, der nicht nur viel für Schnorrs äußere Förderung gethan hatte, sondern ihm auch innig befreundet worden war. Auch Quandt war Leipziger, Sohn eines reichen patrizischen Hauses, war ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, aber durch

seinen Lehrer Friedrich Rochlitz früher mit den damaligen höchsten Bildungsinteressen erfüllt worden. Seine Teilnahme an diesen bethätigte er zunächst als Dilettant, er ließ Gedichte im Göttinger Musenalmanach erscheinen, beteiligte sich lebhaft an allem theatralischen Wesen, zeichnete und bosselte, begann mannichfache literarische Arbeiten. Erst das Zusammentreffen und die Bekanntschaft mit Goethe (1808 in Karlsbad), erst die allmählich erwachende Erkenntnis, daß sein ungewöhnlich scharfes Auge ihn hauptsächlich zum ernstesten Anteil an der auf das Auge wirkenden bildenden Kunst befähige, brachten ihn zu einer gewissen Sammlung. Spezialist im heutigen Sinne war in jenen Tagen kaum irgend jemand, Quandt blieb bis an sein Lebensende ein Mann von vielseitigen Interessen, aber seine Hauptaufgabe erblickte er doch, seit der Reise nach Italien, welche er 1819 unternahm, in der Förderung der neuern deutschen Kunst, und namentlich jener Richtung, deren Vorkämpfer Cornelius und Schnorr waren. Nach seiner Niederlassung in Dresden (in dessen Nähe er das Schloß und Gut Dittersbach erwarb) hat er als Mitglied des neubegründeten akademischen Rates, als erster Vorstand des sächsischen Kunstvereins, als Sammler einer ganzen Galerie neuerer Werke, als Ratgeber und Mäcen in hundert Angelegenheiten der Künstler, als Kunstschriftsteller eine langjährige Wirksamkeit entfaltet. Als er in Rom mit Schnorr zusammentraf, hatte er sich kurz zuvor mit Bianka von Low geborne Meißner vermählt, und Schnorr konnte an seinen Vater berichten: „Quandt und seine treffliche Frau haben sich hier in Rom bald manchen lieben Freund unter der Künstlerwelt erworben, und sie sehen deren fast jeden Abend mehrere um sich. Mehreren gedenkt er Aufträge zu geben, einigen hat er Bilder abgekauft.“ Und in seinem Briefe vom 22. Februar 1820 muß er hinzufügen: „Wie not thut es mir, im großen zu malen. Und auch in diesem Stücke hat mir Quandt (der wohl oft eher als ich selber weiß, woran es mir fehlt) die beste Gelegenheit gegeben, mich vorwärts zu bringen. Überhaupt muß ich hier bemerken, daß Quandts hohe Begeisterung und im ganzen durchaus geläuterte Kunstansicht einen Wendepunkt in meiner Kunst hat herbeiführen helfen, dessen Eintritt schon längst durch den Süden vorbereitet war. Ich glaube nun zu wissen, wo und was es gilt, der Himmel stehe mir bei, daß ich zeigen kann, ob ich Recht habe.“ Und wenn er hinzufügt, der Brunnen, nach dem ihn dürste, heiße ewige, vollendete Schönheit, und Gott wisse, ob er sie suche, so dürfen wir schließen, daß Quandt die Überwindung jener Sinnesweise Schnorrs beschleunigen half, welche die Vorgänger Rafaels über Rafael selbst setzte. Begreiflich genug, daß der junge Maler mit einem Freunde dieser Art in dauernder brieflicher Verbindung blieb. Auch wenn derselbe nicht „Prinz Quandt“ gewesen wäre, welcher den materiellen Bedrängnissen und Bedürfnissen des aufstrebenden Malers in großherziger und freundschaftlicher Weise zu Hilfe kam, würde Quandt durch seine einsichtige und durch alle Gegnerschaft der deutsch-römischen Malerschule nie

Grenzboten I. 1887.

48

beirrte Teilnahme an Schnorrs Entwürfen und Ausführungen das Vertrauen verdient haben, welches ihm der Maler offenbar widmete.

In Duandts und seiner Gattin Gesellschaft unternahm Schnorr im Frühjahr 1820 eine Reise nach Neapel, die ihn mit beglückenden Eindrücken bereicherte, von der zurückgekehrt er aber doch am 26. Mai seinem Vater schrieb: „Rom ist nun schon wie unsre Heimat. Je öfter man sich auf längere Zeit entfernt, desto größere Freude hat man wieder bei der Rückkehr. Man fühlt immer wieder von neuem, zu einem längern Aufenthalte für einen Künstler oder Kunstfreund, zu einem ernstern, gesammelten Leben ist doch keine Stadt geeigneter als eben Rom. Rom verhält sich zu Neapel wie etwa alter Rheinwein zu flüchtigem Champagner. Ich bin überzeugt, dies Gleichnis ließe sich gebrauchen, sowie im ganzen, so auch in einzelnen Merkmalen frappante Ähnlichkeiten aufzufinden. Ich will nur eine einzige anführen, nämlich die, daß Frauen ohngefähr dieselbe Vorliebe für Neapel haben wie unter den beiden Weinen für den Champagner; daß hingegen Männer, so wie sie gewöhnlich den Rheinwein über alles setzen, auch Rom unter den Städten bei weitem den Vorzug geben.“

Auch in seinem bleibenden römischen Kreise war Schnorr nicht auf den Umgang mit seinen Künstlerfreunden eingeschränkt. In nähere Beziehungen trat er zu Niebuhr und Bunsen, welche nacheinander der preussischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl vorstanden, zu dem Gesandtschaftsprediger Schmieder, der die kleine deutsche protestantische Gemeinde in Rom trefflich zusammenzuhalten und zu beleben wußte, zu Schmieders Nachfolger Rothe, zu dem Frankfurter Passavant, zu Platner, der damals an seiner Beschreibung von Rom arbeitete, dem Musiker Neukomm und manchen andern, durch welche er sich eine größere Weite des Blickes erhielt, als so viele seiner Genossen, und die von Jugend auf gehegte Teilnahme an religiösen, geschichtlichen und poetischen Fragen vertiefte. Dabei ward seine Überzeugung, daß die Zeit und die Zukunft einer gesunden Kunst bedürfe, immer kräftiger und heller. Wird in einzelnen historisch-kritischen Darstellungen fortgesetzt behauptet, die neuere deutsche Kunst sei mit einer krankhaften Romantik unlösbar verquidelt gewesen, so gehören Schnorrs Briefe aus Rom zu den besten Widerlegungen dieser allgemeinen Behauptung. Wie energisch sich der Maler der spätern Ariostfresken und der Nibelungenbilder, der Zeichner der Bilderbibel (deren Anfänge schon in Rom entstanden) von dieser Romantik abwendet, bezeugt sein Brief vom 26. März 1823: „Die Kunst ist eine Hofdame worden mit den Regenbogenfarben im Gesicht und ausgezehrter Brust. Sie, die uns die Menschheit in ihrer Fülle und Kraft, im vollen Treiben und Leben zeigen soll, sie zieht es vor, einer verrückten Gräfin an den blauen Lippen zu saugen. Unser Herr und seine heiligen Apostel waren nicht so engbrüstig, wie ihr sie sehet, sie hatten keine Regenbogenvisionen, sondern sie sahen den Himmel offen, sie heilten und belehrten, trieben aber keine Spielereien mit blutigen Kreuzen und andern Fastnachtsstreichen. So dürfen wir auch

nicht glauben, daß wir die Kunst auf eine erhabnere und gottgefälligere Weise betreiben, wenn wir Lebensfülle und Lebenskraft aus ihr verbannen, wenn wir es vorziehen, sie zur Dienerin pfäffischer Spekulationen zu machen, anstatt durch sie eben auf eine gesunde, unverdorbene, unverschrobene Anschauung der Schöpfung hinzuführen. Gegen keine Art des Irrtums in der Kunst würde ich mich so heftig erklären, als gerade gegen diesen; denn dieser scheint mir so besonders wichtig in seinem Zusammenhange mit dem Leben und in seinen Folgen."

Frisch und farbig schimmert auch das äußere Leben der deutschen Künstler in Italien, die römische Welt in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts, die seitdem bis auf geringe Reste verschwunden ist, aus Schnorrs Briefen hervor. Er schildert mit heiterem Behagen einzelne kleine Erlebnisse und Feste, die in ihrer Fremdartigkeit und Einfachheit genau so gut wie aus einer andern Welt kommen, als die Gefinnungen, Lebensvorsätze und Hoffnungen, von denen die „Briefe aus Italien“ meist erfüllt sind. Ganz kurz vor seinem endlichen Weggange aus Rom und nach Vollendung der Fresken für die Villa Massimo veranstaltete Schnorr selbst ein Fest dieser echt römischen Art; am 12. Mai 1827 berichtete er darüber an seinen Vater: „Nach dem, was ich dir in meinem letzten Briefe sagte, konntest du wohl keinen Brief mehr von mir aus Rom erwarten; dennoch erhältst du nun noch einige Zeilen, die ich hauptsächlich schreibe, um dir zu sagen, wie sehr ich gestern mit meinen besten römischen Freunden deiner gedachte, und wie wir deinen Geburtstag feierten. Da ich gerade an deinem Geburtstage mit meiner großen Arbeit gänzlich fertig werden konnte, so richtete ich mich so ein, daß dies wirklich geschah, und lud meine besten Freunde ein, mit mir diesen doppelten Freudentag feierlich zu begehen. Ich habe meinen Gästen versprochen müssen, sie dir alle zu nennen und dich von ihnen herzlich zu grüßen. Zuerst nenne ich dir Bunsen, seine Frau und vier seiner Kinder und Herrn Simon, den Lehrer der letztern, dann kommt Legationsrat Rästner [Sohn der Werther-Lotte, damals hannoverscher Ministerresident in Rom], dann Platner, dann Rothe, unser Pfarrer und seine Frau, dann Wilhelm Stier, Architekt, Doktor Röpell, Frau Eggers mit drei ihrer Kinder (ihr Mann war unwohl und konnte nicht kommen), endlich Fräulein Auguste Klein. Wir versammelten uns in der Villa Massimo, und indem sich meine Gäste meine Malereien betrachteten, las ich ihnen einen Aufsatz vor, den ich zur Erklärung und Rechtfertigung derselben geschrieben habe. Nachdem man sich hier satt gesehen hatte, zogen wir in einen benachbarten, an einem der schönsten Plätze Roms gelegenen Garten. Das Gärtnerhaus ist sehr geräumig und an antike Wasserleitungen, die ein sehr malerisches Aussehen haben, angelehnt; ein Teil des Gebäudes steigt bedeutend über das alte Gemäuer empor und schließt sich mit einem flachen Dache oder Loggia, von der aus man nach allen Seiten hin die schönste Aussicht hat. Doch schon vom hochgelegnen Hofraume aus, der rings umher mit Weinlauben eingefaßt ist, überfieht man die ganze Umgegend, und dieser

war unser Festlokal. Eine reichbesetzte Tafel, die alle, Kinder und Erwachsene, faßte, war an der einen Seite aufgeschlagen, die andre war freigelassen, um für die übrige Festfreude Platz zu lassen. Ich brachte zuerst deine Gesundheit aus, die von allen mit dem größten Jubel getrunken wurde; dann dankte ich in deinem Namen und trank auf die Gesundheit der lieben Gäste; dann tranken wir auf das Andenken des verstorbenen Besitzers der Villa Massimi und die Gesundheit des gegenwärtigen, endlich wurde die Gesundheit des Königs von Baiern, meines künftigen Königs, getrunken. Kästner und Stier hatten schöne Gedichte gemacht, die vorgelesen und mit großer Freude angehört wurden; du sollst sie auch lesen, wenn ich zu dir komme. Wir waren mit der Tafel ziemlich zu Ende, als auf mein Veranlassen mehrere Mädchen aus den benachbarten Vignen in saubern Körben Erdbeeren auftrugen und bald darauf Tambure herbeibrachten und mit Begleitung derselben und einer Flöte ihren Nationaltanz (Saltarello) tanzten. Der ganze Raum war bald von den lieblichsten Gruppen Tanzender und Zuschauender geschmückt. Die erwachsenen Gäste hatten sich alle an die eine Seite der Tafel gezogen, die Kinder fanden bequemere Plätze auf den verschiedenen Tischen, die unter den Weinlauben sich fanden; auch ungerufene Mädchen und Bursche kamen herbei und füllten bald alle Seiten des Raumes. Zuerst tanzten immer zwei und zwei abwechselnd, endlich alle, und von der großen Lustigkeit fortgerissen, mischte sich endlich auch mein Flötenbläser unter die Tanzenden, ohne deshalb sein Instrument zu veräußern. Wir waren überaus fröhlich und glücklich. Ein jeder gab mir Versicherungen seiner Freude. Der teure Platner gedachte deiner mit besondrer Herzlichkeit und trug mir auf, dir zu sagen, wie teuer du ihm immer gewesen seist und wie lieb er dich noch habe. Wenn ich zu dir komme, erzähle ich dir noch mehr von diesem Feste; jetzt sei das Gesagte genug."

Die Fresken nach Ariosts „Rasendem Roland“ in der Villa Massimi, deren Vollendung mit diesem Feste gefeiert wurde, Schnorrs Hauptarbeit während des Jahrzehnts in Rom, waren eine Schwerkgeburt. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten der Freskotechnik, welche sich Schnorr und seine Genossen keineswegs ganz zu eigen gemacht hatten, zog sich die Arbeit an den Entwürfen und ihrer Ausführungen über viele Jahre hin. Gleich nach dem Eintreffen des Künstlers in Rom zeigte sich der Marchese Massimi geneigt, ihm neben Cornelius (welcher die Bilder zu Dante übernommen hatte, die Philipp Veit nachmals vollendete) und Overbeck (der Szenen aus Torquato Tassos „Befreitem Jerusalem“ malte) einen Saal seines Hauses zur künstlerischen Ausschmückung anzuvertrauen. Schnorr ging mit Feuereifer an die Arbeit. Bald aber schien sich herauszustellen, daß sein Gesundheitszustand einen jahrelangen Aufenthalt in Italien verbiete, der Kontrakt ward gelöst, der Auftrag für die Ariostfresken an den italienischen Maler del Fratte erteilt. Als sich dann Schnorrs Gesundheitszustand befestigte, hätte er gern die Arbeit an dem Zyklus zurück-

gehabt. Aber trotz der Wünsche des Marchese selbst und einflußreicher Verwendungen war del Fratte fest entschlossen, sich mit seiner Arbeit neben den Deutschen zu behaupten, und Schnorr meinte 1821 etwas schwermütig: „Ein schlimmes Schicksal. Erst konnte ich nicht wollen, und nun konnte es das Wollen nicht. Soll ich die letzte Entscheidung wohl als eine Strafe ansehen, daß ich früher durch Krankheit mutlos geworden?“ Aber noch in demselben Jahre, im Herbst, starb del Fratte plötzlich und unerwartet, und nun wurde Schnorr die Arbeit zum zweitenmale und endgiltig übertragen. Ehe er mit derselben (1827) zu Ende kam, eröffneten sich ihm Aussichten nach Berlin und München, die letztere war die willkommenere, und als künftiger Professor an der Akademie der Künste in München, als erwählter Maler der neuen Residenz, welche König Ludwig eben erst aufzuführen ließ, kehrte Schnorr nach Deutschland zurück. Gewiß kann man sagen, daß eine ungewöhnliche Gunst des Geschickes dem Streben des Talentreichen zu Hilfe kam, Schnorr selbst in seinem frommen Sinn erkannte das vollauf an und pries das väterliche Walten Gottes. Doch ebenso gewiß ist, daß der sittliche Ernst, die tiefe Hingabe an den erwählten Künstlerberuf, der rastlose Fleiß und der unermüdliche Bildungsdrang Schnorrs das Glück verdient hatten, das ihm zu Teil ward.

Es ist in erster Linie das geschichtliche Interesse, das seine Befriedigung bei den „Briefen aus Italien“ finden wird. Wir haben schon angedeutet, in wie verschiedenen Richtungen der Kunst- und der Zeitgeschichte diese alten Familien- und Freundesbriefe wichtig sind, wie viele halbvergeffene Namen und Schicksale durch sie wieder aufgefrischt und neu erhellt werden. Das Namensregister, welches der Herausgeber beigelegt hat, giebt in zuverlässigster Weise kleine biographische Notizen über alle in den Briefen vorübergleitenden Persönlichkeiten und unterstützt diejenigen Leser, die sich in das Kunst- und Literaturleben der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts zurückversetzen wollen. Nicht bloß auf dem Gebiete der Malerei erscheint Julius Schnorr als ein geborner Vorkämpfer des Echten, Großen, gesund Tüchtigen, als geborner Gegner krankhafter Richtungen und modischer Fragen. Man lese, was er S. 227 über die weibliche Kritik im damaligen (Schornschen) „Kunstblatt“ schreibt, mit welcher kräftigen Nichtachtung er sich S. 268 über die dramatischen Fragen Houwalbs und Müllners (die 1823 bis Rom gelangt waren) ausspricht, mit welcher Wärme er S. 497 Deutschland und deutsches Geistesleben gegen Quandts etwas verwaschene und traditionelle Bewunderung Italiens verteidigt, und man wird empfinden, welch eine ganze und große Persönlichkeit hinter diesen Briefen steht. Nicht ohne Schmerz aber wird man sich auch eingestehen, daß die Stellung und Geltung einer solchen Persönlichkeit in den hinter uns liegenden Zeiten denn doch eine andre, unendlich günstigere war als heute. Das Hebbelsche Epigramm:

Lumpe giebt es beständig, doch scheiden sich darnach die Zeiten,
Ob man sie rühmt und beklascht oder sie nötigt zur Scham!

würde in seiner Anwendung auf die zwanziger Jahre und die Gegenwart keineswegs überall zu Gunsten der Letztern ausfallen.

Alles in allem, lebt in Schnorrs Briefen ein Geist, welcher jedem Achtung abzwingt, der nicht in der traurigsten Modernität, in jener frechen Nichtachtung vergangener edler Bestrebungen und der ödesten Gleichgiltigkeit gegen Naturen, die auf einen andern Ton gestimmt waren als wir selbst, befangen ist. Wer ohne Ruhmredigkeit von sich sagen durfte: „Die Aussichten (für die Kunst) sind sehr schlecht. Für solche Zeiten gehört aber gerade recht, daß diejenigen, die die Kunst wahrhaft lieben, von ihrem hohen Werte durchdrungen sind, doppelt eifrig und treu in ihrem Berufe sind. Freilich gehört da mehr dazu als die gewöhnliche von Lob und Tadel, von Vorteil und Nachteil abhängige Begeisterung, gehört mehr als die gewöhnliche Liebe dazu, dazu gehört eine Begeisterung, eine Liebe, die nur durch göttliches Feuer entzündet, nur in ernstesten Stunden errungen werden kann. Dieser Begeisterung, dieser Liebe will auch ich nachjagen. Meinen Beruf hab' ich erkannt und will nun mit Bewußtsein mein Amt auch ohne Amt verwalten“ (Brief an F. G. Quandt vom 7. April 1825), der verdient die volle Teilnahme nachlebender Geschlechter, wenn er auch nicht in so interessanter, glücklicher Zeit erwachsen wäre, nicht ein so einziges Stück Leben gelebt hätte, als die „Briefe aus Italien“ jedem Leser vor das innere Auge rufen werden.



Parlamentarisches aus Österreich.



Wenn die welsch-freisinnige Bruderschaft im deutschen Reiche diesmal, wie es den Anschein hat, ins Hintertreffen geraten sollte, so sind wenigstens die hiesigen Affiliirten nicht Schuld daran. Zwar ist den berühmten Klopffechtern die Drapirung heruntergerissen, und in ihrer Nacktheit bieten sie einen abschreckenden Anblick, aber die Organe des patentirten Liberalismus sehen in ihnen immer noch Heroengestalten von klassischer Schönheit. Und keineswegs nur in den Freisinnigen, die ja Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein sind: sogar für Windthorst und Genossen begeistern sie sich, während sie doch sonst bei dem Anblick eines „Merikalen“, eigentlich eines jeden gläubigen Christen, dieselbe Empfindung haben, wie der Gottseibeiums bei dem Anblick des Kreuzes. Aber, wie Bismarck einmal in einer Polendebatte sagte: Da wird gegen eine Regierung revoltirt, das ändert die Sache. Das Zentrum kämpft ebenso wie der Freisinn für die Allmacht des Parlaments, es erkühnt sich sogar, dem heiligen Vater zu trogen; um dieser Verdienste willen kann schon ein Auge zugedrückt werden. Und so reichen sich das Leibblatt der deutsch-österreichischen Fraktion